Der Fliegerangriff.

Von Karl Fr. Nowak.

Triest, Ostern 1916.

Nachmittagsschlaf über der ganzen Stadt. Tot liegt die Piazza Grande, mit leeren, matten Fenstern das Municipio. Regungslos auf den Simsen darüber, mit verschlafenen Flügeln und eingenickten Köpfen, ein Schwarm von Tauben, an deren Fütterung nur selten einer denkt. Faul an die Glastür gelehnt, schläft drüben der Barbier im Stehen. Manchmal, wenn von der Mole her, von der See her, die dennoch keine Welle kräuselt, ein leiser Windhauch kommt, zittern unmerklich die Fächer der Palmen, die das grüne Blumenbosett umrahmen. Niemand an den Kaffeehaustischen vor den Arkaden. Ab und zu — bleierne Tropfen in der Stille — die hallenden Schläge der Rathausuhr. Vor den Spiegelscheiben der Ausstellung noch immer das kleine Fräulein. Als hätte sie sich seit gestern und vorgestern nicht von der Stelle gerührt.

„Was für eine Ausstellung, Signorina?"

„Bilder, Signore, Bilder von Triester Künstlern."

Eine Runde durch den kühlen Raum. Hafenbilder und die Fischhalle, wie sie in Frieden war, Goldschmiedearbeiten und Miniaturen, dann wieder das Modell zu einem Denkmal auf Doberdo. Nirgend viel Schwung, nirgend viel Künstlerschaft, vom Süden kein heißer Farbenstrich. Aber die Signorina ist siebenjährig, ihre Augen sind voll Fröhlichkeit und Uebermut, helle Glocken schwingen in ihrer Stimme. Sicherlich ist sie froh, daß sie mit irgend jemand sprechen kann — sie plaudert und sie plappert: „Lange war ich, bis vor 14 Tagen, gar nicht weit vom Plateau . . . In einem kleinen Dorf hinter Doberdo: Bei meiner Tante . . . O, das war ein Lärm den ganzen Tag und jede Nacht. Und so schön war das, Signora, und so lustig — — —"

Jählings steht, wie sie's ausspricht, in meiner Erinnerung eine galizische Landschaft. Balbina kommt mir wieder in den Sinn: vor einem Jahr war's im Mai, mitten im Vormarsch zu Blazowa in Galizien. Wir kamen rechts ins Dorf hinein, links liefen die Russen noch zum Dorf hinaus. Auch Balbina war siebzehnjährig, auch in ihrem Stimmchen waren helle, jubelnde Kinderglocken — auch sie hatte es damals so geschildert, mit blitzenden Augen, froh und voll Uebermut: „Und dann kamen unsere Soldaten dort über die Hügel. Es wurde geschossen, immer nur geschossen . . . Und das war so schön, wie unsere Soldaten kamen, mit dem ganzen Lärm, den ganzen Tag und die ganze Nacht, so schön und so lustig . . ." Die alten Männer, die zu Hause bleiben müssen am Rande des Krieges, die Alten in unmittelbarer Kanonennähe sind alle wortarm und fast gedrückt im Blick. Die Frauen haben kein Lachen in den Städten, deren Häuser unterm Geschützkampf beben. Aber in den jungen Mädchen hat der Krieg an die Heiterkeit nicht tasten können. Ueberall ist ihnen das Lachen, spät im Kriege noch ein Zutrauen und ein Rausch geblieben. Sie denken nicht ans Sterben. Sie blühen weiter, wie die Blumen blühen, darußen auf den Feldern, über die die Granaten sausen. Und schimmern und leuchten: auch wenn die Haubitzen dröhnen.

„Fürchten Sie sich denn gar nicht, Signorina?"

Die Tür wird aufgerissen. Verworrenes tönt herein. Irgend etwas ist aufgebrochen in der Stadt. „Pia . . . Pia . . . Sie kommen! Eins — zwei — drei Caproni . . ."

Plötzlich ist die ganze Stadt aus dem Schlaf gerüttelt. Ein wildes Rollen, Knallen und Donnern hebt an, schwillt in zwei Augenblicken zu hundertstimmigem Chor und fegt auch schon in klirrenden Scherben die ganze unwahre Stille vor sich her, von der man jetzt erst spürt, wie sehr sie nur ein Lauern, ein Horchen und Warten hinter geladenen Geschützen war. Der Schrei der Abwehrbatterien überrast plötzlich die Stadt aus allen Richtungen. Sekundenschnell fallen die Schläge, sie fallen ineinander, sie jagen hintereinander her, nur die Maschinengewehre sind manchmal noch aus dem Gekrach herauszuhören — als unsichtbare, tönende Schnüre, aber doch unwillkürlich als Schnur empfunden. Sie springen, sie knirschen und zischen quer in die Luft: Rrrr . . . rr . . . rr . . . Ra . . . Rrrrrr . . . Und wieder ein neuer Klang in dem plötzlich losgelassenen Chaos, gläsern und schrill. Aha: die ersten Schrapnelle . . .

Sie sind jetzt alle aus den Häusern gerannt. Sie sind alle toll und verrückt, sie hocken nicht hinter Tür und Tor, in bombenfesten Kellern → nein: sie steigen auf die Stühle vor dem „Café Specci". Der Barbier ist auch aufgewacht und sucht, die Hand vor den Augen, den Himmel ab. Es wimmelt auf der Piazza Grande seit einer Minute von Menschen. Es ist wunderlich, wie die Tauben erschreckt von den Simsen aufgefahren sind, wie sie unsicher flattern und schweben, wie sie auf einmal nicht wissen, wohin, ratlos in dem Höllenlärm. Sie wollen zum Platz hinab und es sieht aus, als fielen sie alle von den Simsen herunter, in einer schiefen, verworrenen Kette. Und auf einmal ist auch die Bewegung der Menge auf der Piazza, die Furcht und Flucht der Menschen genau so, wie die ratlose Taubenkette. Denn es gibt nichts mehr zu lachen. Die Neugier wird Angst, denn oben hoch oben sind schon die ersten Flieger da. Langsam schweben sie, sehr gemessen und unbeirrt, vom Meer her über die Stadt, zwei große, schwere, schwarze Vögel, hinter denen die Sonne steht, dunkle Raubflieger von aufreizender Gelassenheit, die ruhig sich die Opfer wählen. Durch die Menschen peitscht ein unsichtbarer Sturm. Sie schäumen in großen Bogen rechts und links, wie Wellen unterm Wind in kraufen, schnellen Linien über den Seespiegel flüchten, sie schäumen an den Uferbord der Häuser zurück. Aus dem Fliegerpaar aber sind vier Flieger, sind sechs Flieger geworden. Sie kommen von drei Seiten, jetzt sind sie alle da, genau über der Stadt.

Das Schießen und Böllern, die Abwehrgeschütze und die Maschinengewehre sind endlich ein atemloses Fauchen, ein Poltern und Krachen ohne Sekundenunterbrechung geworden. Das Echo auf dem Meer haut wie auf eine große Trommel drein, dann kollert und rollt es durch das Winkelwerk der Straßen, daß die Fenster klirren, überlaut, wie durch einen Hohlraum.

Die Menschen steigen nur mehr auf die Stühle dicht an der Kaffeehauswand. Viele rennen in die offenen Tore, rennen in Panik davon, aber im nächsten Augenblick kommen sie doch wieder zurück: Wo sind die großen schwarzen Vögel? Gerade über uns? Oder schon darüber hinweg? Die Neugier treibt sie aufs neue, läßt sie immer wieder stärker kreiseln als die Furcht. Mitten auf dem Platz — allein — ein altes Weib. Stumm steht es da, starrt wie versteinert zu den schwarzen Untieren empor. Vor den Arkaden spannt ein Heer im Gehrock seinen Regenschirm auf. Pia lacht. „Wegen der Schrapnellstücke" . . .

Die Beleuchtung ist fahl geworden. Drüben steht die Sonne genau so, daß sie den Abwehrkanonieren, all den Leuten an den Maschinengewehren in die Augen fällt, mit einem bleiernen, mattflimmrigen Glänzen hinter Dunst und Schwelen, aber stark genug, um nicht in ihren Umkreis schauen zu können, wo die Flieger gleiten. Ueber der Stadt dichtgeballte Wolken. Grau und kalt. Und mitleidlos, wenn die Flieger zielen wollen.

Auf einmal fällt irgendwo ein schwerer Schrank herunter. Ein dumpfes Aufschlagen, das am Boden kleben bleibt. Eine riesige Bücherkiste, die aus den Fugen kracht. Jemand krallt sich in meinem Arm. Halloh? Es ist Pia.

„Bomba!" schreit sie auf. Mehr überrascht als bange, mehr aufgeregt. Und noch einmal, noch einmal, noch einmal. Ein Dutzend Bücherkisten gehen rechts und links, neben uns, hinter uns aus den Fugen.

„Bomba! Bomba! Bomba!" Jetzt schreien sie es von allen Seiten, und Pia, — zitternd vom Erlebnis: „Ecco . . . dort oben . . . alle sechs!"

Die Schrapnelle besäen den ganzen Himmel. Oben ist ein Ballett. Rauchflocken tanzen, Rauchbälle fliegen in der Luft. Sie wehen als Schleifen und Bänder, einmal ist's sogar ein großer, weißer, geometrisch tadelloser Ring: immer näher, an den schwarzen Flieger . . . Einmal will einer tiefer gehen. Da platzen die Schrapnelle unheimlich nah — schleunigst geht er wieder nach oben. Jawohl, euch herunterzuholen, mit Abwehrgeschützen und pfeifenden Maschinengewehren, die Sonne obendrein im Gesicht, ist mehr als schwer. Selten gelingt dies Zufällige. Aber so sicher, so haarscharf gefährlich schießen doch unsere Leute, daß ihr gern dort oben bleibt, 3000 Meter über den Dächern! Und ein Kampfflieger steigt auf, schraubt sich höher und höher. Einer gegen sechs . . . Ein Ticken und Tacken von oben her. Jetzt beginnt auch unser Flieger seine Arbeit. Er hat das Gefecht sofort aufgenommen.

Die sechs Caproni schweben nunmehr genau über der Piazza Grande. Eine Windwelle fegt die Menschen auf die andere Seite. Das alte Weib auf dem Platz erschrickt, sie setzt sich in Trab. Ein Prasseln und Knattern. Schrapnellsetzen hageln auf den Platz, Fülltugeln kollern und rollen herum. Ein echter, rechter Gassenbub, achtjährig, mit braunem, lustigem Spitzbubengesicht, den Glimmstengel im Mund, einen Korb mit Gipsfiguren in der Hand, bildhübsch und schmutzig, Savoyardenknabe ohne Salonmalerei, zieht endlich die eine Hand aus der Tasche. Beginnt kreuz und quer über den Platz zu laufen. Er sammelt Schrapnellstücke und Fülltugeln. Und jetzt sammeln alle Leute. Klirrr . . . Ein Platzregen von Eisen. Ein Stück schlägt an einem Telegraphenmast. Gespensterhaft ist der Klang: ein zersplitterndes Glas, scharf und hell und kalt, nicht zu überhören. Tückisches und unerwartet. Von irgendwo her . . . Und die Symbole haben recht: so rührt er einen an . . . Ruhevoll steuert ein Auto durch die Streukegel. Ruhevoll und unbekümmert. Rundum klirrt es. Aber es ist ja nichts . . . Der verwundete Offizier im Auto lächelt.

Und dann gleiten die Flieger davon. Schneller, immer schneller, übers Meer weg. Und unser Flieger treibt sie: Einer die sechs . . . Die Stadt aber ist schon wieder totenstill. Vorbei das Gewitter. Dreißig Minuten waren sie über Triest, fünfundzwanzig Bomben warfen sie. Dahin und dorthin, in die Salisianerkirche: fünf Kinder tot, viele blieben mit zerfetzten Gliedern.

„Wer weiß, wie viele starben," sagt Pia. Nachdenklich ist sie doch geworden. „Aber wir holen uns bald die Vergeltung." Sie sperrt den Laden der Ausstellung.

„Jetzt geh' ich schnell zur Mama. Sie hat sicher wieder geweint."

Auf dem Molo San Carlo spähen noch immer ein paar Menschen in die Weite. Nichts mehr zu sehen. Die Sonne zerreißt den Duft und kommt hervor. Und der Abendkorso beginnt.

— Der Anfang der Erziehung fällt schon in jenen Augenblick, wo das Kind ans Licht und mit der umgebenden Welt in Berührung tritt, und wo die Liebe pflegend und leitend auf dasselbe wirken kann.

— Die Zögerung beim Ueberlegen, ob ein Wunsch zu gewähren, eine Bitte zu erfüllen sei, wird häufig durch den Schein vermehrter Bereitschaft, den Ueberschwang der Zusage wettzumachen und zu maskieren gesucht.

— Die Erfahrung lehrt, daß durch Liebe weit mehr ausgerichtet werden kann, als durch knechtische Furcht und durch

Die große Schlacht*).

„Probet ab, probet ab, ihr Kanoniere,
Gebet Feuer, daß es donnert, daß es krachet."
(Soldatenlied.)

Raus aus dem Stroh. Rauf auf den Schinder. Waschen und Frühstück sind Ueberfluß und Wohlleben. Kultur — ich verlache dich.

„An die Pferde." — „Fertig zum Aufsitzen." — „Aufgesessen." — „Batterie zu einem — rechts brecht ab — marsch." — „Rechts schwenkt marsch." —

Wenn man den Sattel wieder eine Weile unter sich knirschen hört und der Säbel leise klirrend an die Bügel schlägt, dann kommt wieder Stimmung. Immer vorwärts. Nur zeigen, was man gelernt hat, zeigen, daß man ein Kerl ist. Der Tag kommt — und für viele wird es Nacht werden. Finstere, lange Nacht. Trotzdem ist einem leicht zumute — leicht und sicher. So aufgeblasen das klingen mag, aber es ist so. Man kennt die Gefahr noch nicht. Es dauert ziemlich lange, ehe der Soldat das Wesen des Krieges ganz kennen lernt, — ehe der Schauder in grellsten und gräßlichsten Farben deutlich wird. Die Kugeln, die da treffen können, — nun ja — davon macht sich ein jeder ein Bild. Aber das andere, das ahnt noch keiner. Und überhaupt in dem Kriege. Und die Kugeln. Aber warum soll es denn gerade dich treffen? Schließlich, wenn es trifft, gibt es doch viele Verwundete. Warum gleich totgehen! Das Totschießen ist ja eine häßliche Sache. Aber noch lebt man ja, noch kreist das Blut. Im Augenblick des Einrückens in die große Schlacht ist jeder aller Sorge ledig. Warum denn eigentlich? Das Persönliche tritt scharf in den Vordergrund, — dann die Spannung, die Erregung und der Augenblick. Das alles nimmt einen so in Anspruch, daß Gedanken nicht weit fliegen können. Und gut, daß es so ist.

Im fahlen Morgen kommt ein französisches Dorf. Die Fensterhöhlen in den Brandruinen grinsen so gemein. Schweine und Kühe laufen, nach dem Stalle suchend, auf der Straße umher. Vor einem zerschossenen Hause sitzt ein Hund, auch den Trümmern noch treu. Er verkriecht sich ängstlich, — Katzen streifen umher. Das ganze Bild ist so unsagbar traurig. Tore hängen aus den Angeln — schief und zerbrochen. Der Krieg hat angeklopft mit hartem Knöchel. Und auf sein Pochen sind die Bewohner geflohen — sinnlos, planlos und arm — ganz gleich wohin — nur fort. Hausrat liegt auf der Straße. Weggeworfen haben die Menschen das alles; und es gehörte ihnen doch; sie hingen daran.

Vorn ist es schon lebendig. Es beginnt. Die Kanonen bellen in der Frühe wie heisere Hunde. Noch ein Dorf — vielmehr seine traurigen Trümmer. Vielleicht ein Strafgericht. Oder lag es mitten im Kampf?

Weiter — immer weiter — dahin, wo es donnert. Alle Augenblicke schreit es von hinten: „Rechts heran." Autos kommen von allen Seiten gejagt. Wagen und Kolonnen traben. Kavallerie reitet. „Immer rechts heran." Ich reite vor die Batterie. Am Straßengraben liegt ein Toter. Ein Franzose. Er ist durch den Leib geschossen und liegt auf dem Rücken. Im bloßen Haar spielt der Morgenwind. Seine Finger haben sich im letzten Kampf in den Rasen getrallt. Sein Gesicht ist gelb — ganz gelb, und weit und starr stehen seine Augen offen. Der ganze Tote ist ein Bild der Anklage, das furchtbar mahnt: Warum? Man müßte so viele still bei der Hand nehmen und sie einen Augenblick an den Toten stellen — manch Unzufriedener würde still werden und zufrieden, mancher Sinn würde sich wenden! Weiter! An einer Gartenhecke liegt gleich ein ganzer Haufe. Alles Franzosen. Sie liegen durcheinander, wirr und bunt. Da ein blutiges Gesicht, da ein Arm, ein Stiefel, eine abgeschossene Hand —, der blutige Stumpf ist nach oben gereckt. Dazwischen leuchten die roten Hosen und weißen Gamaschen. Schlecht paßt das Bunt der grellen Uniformen zu den gelbblassen Gesichtern. Man kann fast kein Mitleid haben mit den bunt ausgezogenen Leichen. Die Farben passen nicht zum Ernst des Todes. Sie sehen so verzweifelt unschön aus. Denn auch der Tod ist ernst und schön. Aber die buntbehosten Feinde haben etwas von einem Schauspieler in einer Komödie an sich. Im ganzen wirkt der Massentod der bunten Franzosen gräßlich.

Ein Befehl reißt uns aus den Betrachtungen. Ein Gefechtsbefehl. Schon saust der Hauptmann los und erkundet. Wir halten und warten auf das, was kommen soll. Das Kanonenfeuer rollt immer stärker. Dazwischen ein unaufhörliches Trommeln — ein Rasen und Ticken — Infanteriefeuer. Deutlich hört man das Tack-Tack-Tack der Maschinengewehre. Sonst vergeht jedes Geräusch in dem großen, wirren und wahnsinnigen Knattern. Infanterie zieht nach vorn vorbei im Eilschritt. Sie rufen uns zu. Wir rufen und winken. „Immer feste druff!" Den armen Kerlen hängt fast die Zunge zum Hals heraus — wer weiß, von wie weit sie schon kommen. Aber auch die langen, grauen Schlangen der Bataillone drängen vorwärts, über Stock und Stein, alles mit erhitzten Gesichtern und vorgebeugtem Kopf. Wie vor uns das Feuer rast! Man hört kein Knallen mehr, kein Rollen — nur ein einziges Brodeln und Pfeifen. Es heult und rasselt. Feuer spritzt auf, Flammen und Rauch. Immer neue Infanterie kommt; sie biegt von der Straße ab und marschiert querfeldein. Marschiert — nein, läuft — läuft; ein Waldstück nimmt sie auf. Rechts vor uns in der Luft erscheint ein kleines Wölkchen — noch eins — noch eins. Mein Pferd zuckt nervös zusammen. Schrapnells — aber sie tun uns noch nichts. Da kommt der Meldereiter von vorn; sein Pferd schäumt. Endlich ein Befehl. Und vorwärts geht es. Die Batterie trabt an, die schweren Gäule pusten und schnauben, die Peitschen klatschen. Der Trab wird immer länger. Zuletzt jagt die ganze schwere Batterie im Stechtrab. Der Teufel ist in alle gefahren. Selbst der lange Trab artet aus, aber ich bin selbst daran schuld, denn ich jage vorneweg. Zuletzt ist ein schöner Galopp da —, die Batterie ist nicht mehr zu halten, denn der Drang nach vorwärts ist stärker, als alles andere. Mit Mühe nur kann man das Rennen kurz vor der Feuerstellung verhalten. Wir fahren geschützweise ein. Abprotzen. Es ist eine verdeckte Randstellung. Eigentlich für schwere Artillerie nicht richtig. Vor uns ein großes Haferfeld. Die guten Lehren des Schießplatzes und der Ausbildung scheinen vergessen zu sein — eine gute, brauchbare Stelle ist nicht in der Nähe. — Eile tut not. Die Geschütze werden ins Haferfeld hineingezogen. Die Batterie steht ohne Deckung frei vor dem Feind. Es ist eine ungewohnte Sache für unsere Kerls. Die sind gewöhnt, in dichtem Wald oder hinter einem Berge zu stehen und zu feuern, ohne einen Feind zu sehen und ohne zu wissen, was vorn am Ziel los ist. Wir sehen den Feind vor uns, das heißt die Wälder, in denen er steckt und aus denen das verderbenbringende Feuer bricht. Die Schrapnellwolken werden immer häufiger, sie kommen immer näher mit ihrem scheußlichen Riesen. Ein paar Infanteriesalven fegen deriert über uns weg — nicht für uns bestimmt. Die Kanoniere reißen die Augen auf, aber es wird niemand getroffen.

Endlich kommt ein Kommando durch die Fernsprechleitung — endlich. Es ist eine Erlösung. Mit einem Ruck fliegen die Verschlüsse auf. Die Schrapnells fahren in die Rohre. Einige Sekunden nur, dann „Erstes — Feuer!" Rauch und Feuer spritzen aus dem langen Rohr — ein markerschütternder Knall — kurz, abgerissen und jäh —! Das „Erste" hat das erlösende Wort gesprochen. Und wie die Kanoniere arbeiten. Die Kerls haben ordentlich Freude. Das ist auch eine Wonne für den Richtkanonier — er sieht seinen Schuß einschlagen. Ein Jauchzen kommt von den Kanonen. „Zweites — Feuer!" Der Schuß klatscht, Hurra brüllt die Mannschaft. Und dann ein rollendes Feuer aus den vier Schlünden. Es ist eine Lust, Soldat zu sein, wenn es auch barbarisch klingt. Wie die Kerls arbeiten. Im Augenblick folgen die Lafetten jeder Seitenänderung — das Hochkurbeln der Rohre grenzt an Taschenspielerei. Die Gesichter tropfen von hellem Schweiß — die Augen weiten sich — Schuß auf Schuß. Die Koppel fliegen auf die Erde. Das Feuer der Batterie rollt wie rasend. Kommandos fliegen scharf in das Gewirr. Der Haufe gehorcht, niemand sieht auf, niemand besinnt sich. Ein Stöhnen geht durch die Reihen — Feuer — Feuer — Feuer. Wie das brüllt und faucht — ohne Pause — ohne Halt —! Man ist dem Wahnsinn näher, als man glaubt.

Wie lange es so geht? Stundenlang. Auf einmal stehen rechts und links auch Batterien; erst jetzt wird man's gewahr. Es ist unser ganzes Bataillon, die zweite, dritte, vierte Batterie. Die ganze lange Linie ist in Dampf gehüllt. Ob es überhaupt noch kracht? Man weiß es nicht mehr, man kann sich nicht besinnen, wie es ist, wenn kein Gebrüll durch die Luft zittert. Jedes Bewußtsein des eigenen Menschen, alles, alles ist ausgeschaltet. Drei Dörfer sieht man brennen — die Flamme rast an einem Kirchturm hinauf. Rauch ballt sich und wälzt sich zum blauen Himmel. Feuer, Dampf, Geschrei, Knattern und Gebrüll. Mechanisch sehe ich durch das Glas in das nächste Dorf; — ich fahre zusammen —, das Bewußtsein kommt wieder. Im Dorf fliegen Ziegeln und Staub; Rauchsäulen fahren zwischen den Häusern in die Höhe. Eine jähe Lohe richtet sich kerzengerade auf. Es sind die ersten Schüsse, die in den Ort fallen.

Feuerpause. Die Mannschaft sinkt am Geschütz zusammen — wach werden — zu sich selber kommen — aus dem Wahn wieder Mensch werden. Vor der Batterie schlagen ein paar Granaten ein. Schrapnells platzen. Aber das ist gleichgültig; niemand hat acht darauf. Man ist stumpf geworden. Ueber uns surrt es in der Luft. Ein Flieger. Erst ein Punkt in der blauen Höhe, dann nimmt er ein wenig Form an —, er kommt auf uns zu. Wir sind alle neugierig geworden, denn diesen Gegner kennen wir noch nicht. Die Nasen der ganzen Batterie sind nach oben gerichtet; mancher sperrt den Mund auf vor Spannung. Da — ein neuer Feuerbefehl —; er fesselt alle Gedanken. Der Flieger ist vergessen. Schon kracht das „Erste" wieder. Da schreit der zunächst stehende Geschützführer: „Achtung, das Luder schmeißt." Der Flieger ist über uns; ruhig fährt er die Linie entlang. Etwas Schwarzes löst sich von ihm — ein Punkt —; rasch fällt er abwärts —; ein Knallen in der Luft. Wir ziehen den Kopf ein. Aber es ist nichts. Wir merken nichts. Peinlich ist er aber doch, der surrende Bursche da oben. Noch dreimal wirft er ohne Erfolg. Später wußten wir besser Bescheid —, Zeitzünderbomben, die nicht so wollten, wie der fliegende Bombenschmeißer. Trotzdem ist so ein Kerl reichlich unangenehm. Der Ruf: „Paß op Jupp, dä schmeißt!" ist noch oft späterhin erklungen. Natürlich wurde der Flieger beschossen, ohne Erfolg freilich; er sah so niedrig aus, aber uns ging das Verständnis für den Flug eines solchen Vogels noch ab. Karabiner wurden auf ihn abgeschossen, sogar die Pistolen knallten; kurz, jeder, der Zeit und eine Handkanone hatte, machte Dampf. Dort zieht der große Vogel. Schrapnellwolken begleiten seine Bahn.

Wir schießen noch immer. „Das Zweite hat noch acht Schuß." — „Das Dritte noch sechs Schuß." Wie die Kerle brüllen. Der Reiter nach den Munitionswagen ist ja schon fort. Da kommt's auch schon an! Die schweren Gäule liegen in den Geschirren, daß das Leder knirscht. Die Peitschen wedeln, die Schenkel sind am Gurt; — und herein keucht die Staffel im halben Galopp. „Herunter mit den Geschossen." Hei, wie die von den Wagen fliegen. Die Munitionswagengespanne stehen dicht neben den feuernden Kanonen. Die Pferde zittern und bäumen sich; einige schlagen; aber eisern hält die Faust den Zügel. Ein Gewirr von Pferden, Wagen, Geschoßkörben, Mannschaften und Reitern, von krepierenden Granaten. Der Dreck fliegt. Jetzt ist das letzte Schrapnell in den Hafer geflogen. Kehrt mit den Wagen und fort — fort in Deckung. An den Kanonen häufen sich wieder die stählernen Todbringer. Immer noch brüllen die Kanonen. Wir bekommen jetzt fast kein Granatfeuer mehr; wir wundern uns. Aber bald kommt die Nachricht, daß unser scharfer Gegner, die französische Artillerie hinter dem Berge, zerschossen ist. Nicht einmal alle Kanonen hat sie mitnehmen können.

„Langsamer feuern!" Ich sehe unsere Schrapnells jenseit eines Dorfes platzen; auf einer Höhe. Die ganze Höhe ist ein gelbes Getreidefeld mit Garben. Rechts ist ein Wald. Von dem ist nicht viel zu sehen. Der Rauch fängt sich in den Baumwipfeln und den grünen Buschkronen.

Das Gefecht scheint abzuflauen. Das Knattern nimmt mehr Form an. Aus den Dörfern sind die Franzosen zurückgeworfen. Ein armer Kerl von Franzose kommt über die Straße durch das Haferfeld gekrochen, mitten zwischen den feuernden Kanonen hindurch; blutig; erschöpft; voll Schmutz und Staub. Hinter dem dritten Geschütz bleibt er liegen. Unser kleiner Medizinmann springt zu ihm; er schleppt ihn mit an den rechten Flügel. Die Uniform wird aufgerissen. Bauchschuß. Die Gedärme kommen heraus, bald rechts-, bald linksseitig. Der Doktor müht sich. Wie blutet dieser Mensch. Ein Verband wird gemacht; dann kommt die Morphiumspritze, die letzte Linderung. Weiter kriecht der Todwunde; wir verlieren ihn. Am nächsten Tage steckt er mit dem Kopf in einer Strohpuppe, mit dem Gesicht nach unten, verendet wie ein weidwundes Tier, ohne Handreichung, ohne Beistand. Der Krieg ist eine harte Sache. Immer mehr Zerschossene kommen von vorn. Schweiß, Schmutz, Blut, müde Gesichter, von Schmerz und Wut verzerrt.

„Rohre frei!" Jäh blitzen die vier Kanonen auf. — Sofort ein hastiges Kommando, — noch eins. — Was ist los? Drüben über der Höhe mit dem Haferfeld kommt es herüber. Linie auf Linie, Kompagnie auf Kompagnie. Der Kampflärm verhallt einen Augenblick. Tausend Männer holen Atem, tief und schwer. Es ist eine ungesunde Stille mit einem Male in der Luft. Von drüben tönen Hörner — wie deutlich es zu hören ist —, tausend Bajonette blitzen —, ein großer, gräßlicher unvernünftiger Schrei — ein Toben, ein wildes, wahnsinniges Gurgeln, und die französischen Sturmbataillone stürzen die Höhe hinab mit blanker Waffe auf die deutschen Linien.

„Schuß." Verflucht, der war weit. „Schuß." Gott sei Dank, der war kurz. Die Haare sträuben sich unter dem Helm. „Rohre frei!" „Die ganze Batterie Brennzünder 2250." „Schnellfeuer." Die Erde zittert. Alles wankt. Zwischen Schuß und Schuß ist kein Raum, kein Unterschied. Jeden Augenblick muß man verrückt werden. Der Hügel drüben ist nur Dampf, weißer, dichter Dampf. 16 Kanonen halten dorthin. Ein paar Aufschläge fallen dazwischen. Erde und Dreck spritzt. Und immer wieder Rauchballen auf Rauchballen. Man hört nur noch ein einziges langgezogenes schweres Geräusch, keine Gewehrsalve mehr, kein Ticken der Maschinengewehre.

„Feuerpause!" quakt der Lautsprecher. Der Kampf drüben verstreicht. Das große Feld liegt im Abendschein. Wo sind die Stürmer? Viele schwarze Punkte liegen auf den gelben Stoppeln. Massenopfer militärischen Ruhmes. Da liegen die Braven — Feind und Freund — überall. Blutige, schmutzige, zusammengeballte Fetzen, wahnwitzige Knäuel. Gottes Ebenbilder. —? Heulen und Schreien Todwunder —, Brand, Rauch und Zusammenbruch. — Die Nacht kommt. Vor uns brennen noch immer drei Dörfer. Wir protzen auf und fahren ein Stück zurück. Warum? Weil es so befohlen ist. Ich reite — von mir selbst weiß ich nichts. Ich sehe ein Bild von mir — ein großes Feld im Dämmerschein. Leichenhaufen — verzerrte Gesichter — Blut — zerschlagene Glieder. Und dann einen weinenden Christus, der darüber hinschreitet."

Unser Heiland hätte einen weiten Weg, wenn er alle die Leichenfelder des heutigen Tages mit seinen Tränen befeuchten wollte, — einen weiten Weg.

Die Schlacht von Longwy war geschlagen! Frankreich zum ersten Male in den Staub geworfen. Tausend Herzen schlagen nicht mehr, Tausende von Augen weinen in der Heimat, tausend anklagende Hände recken sich im Todeskampf gen Himmel. Morgenkühle macht manchen Mann starr —!

Ueber Deutschland drüben ging die Sonne auf!

*) Dieser Aufsatz bildet einen Abschnitt des Buches „Des Krieges Gesicht" von Oberleutnant Blumenthal, das in Kürze bei Gerhard Stalling in Oldenburg erscheinen wird. Von der Gabe lebhaft bewegter und anschaulicher Schilderung, die den Verfasser auszeichnet, zeugt auch diese Probe.

Das englische Rouen. In der „Bataille" macht Le Folliculaire de Belleville folgende nachdenkliche Betrachtung: „Einer meiner guten und alten Freunde, der Normanne von Geburt ist, sagte mir: Wenn der Winter uns flieht, so gehe ich alljährlich in die Normandie. Ich liebe es, sie wiederzusehen. Auch dieses Jahr bin ich dort gewesen. Ich komme eben von da zurück. Aber welche Enttäuschung! Rouen, meine schöne Stadt Rouen, sie, die ich über alles liebe, ist nicht mehr Rouen. Dabei sind ihre Straßen am selben Fleck. Die Seine benetzt noch immer ihre Kais. Aeußerlich ist nichts verändert. Und dennoch gibt es etwas Unbestimmtes, was zur Folge hat, daß sich der dort Geborene nicht mehr auskennt. Du willst z. B. ins Restaurant gehen. Unmöglich! Es gibt keine Restaurants mehr. Dort, wo früher Restaurants waren, gibt es nur noch „Afternoon tea" oder „Grill Rooms". — Dort, wo man früher guten Apfelwein der Normandie verkaufte, gibt's nur noch „Refreshments". Kenn dich nun einmal aus.

Anpassung im Weltkrieg.

Berlin, 5. Mai.

Man wird das Wunder dieser Zeit, die, alle Theorien umstürzend, zeigt, daß moderne Kulturvölker jahrelang die mörderischste, zerstörendste Kriegsführung aller Zeiten seelisch, körperlich, finanziell und wirtschaftlich aushalten können, vor allem in der Anpassung zu erblicken haben. Die Berichte unserer Aerzte aus dem Felde lehren, was über die durch die moderne Kultur verursachte Entartung der Völker geredet wurde, falsch war. Es ist heute erwiesen, daß keine Entwicklung denkbar ist, in der die höchste Wahrhaftigkeit des deutschen Volkes verloren gehen kann. Die Zeitrichtung, in der mehr als früher das Geld Ziel und Maßstab der menschlichen Tätigkeit war, hat die idealistische Hingabe und den Schwung der Gesinnung nicht zu ertöten vermocht. Die Treue, die auch unbelohnt und ungesehen das Schwerste erfüllt, ist nicht erstorben. Ueberraschend, wie die unveränderte Bewahrung der kriegerischen Eigenschaften und die fabelhafte Anpassung an die von der Kriegführung geforderten Leistungen, ist auch die Anpassung des Lebens hinter der Front an Erfordernisse, für die jedes Beispiel fehlt. Wenn wir den Ablauf von Handel und Wandel in Stadt und Land verfolgen und dabei auf den Durchschnitt der Gesamtleistungen blicken, können wir feststellen, daß die Lasten und Vorteile des Kriegszustandes für die Zurückgebliebenen in bezug auf Arbeitsgelegenheit, Herstellung und Absatz von Waren, Gesamtlauf, sich soweit ausgeglichen haben, daß es verhältnismäßig gut weitergeht, daß zahlreiche Unternehmungen blühen, unzählige Männer, Frauen und Jugendliche mehr verdienen als im Frieden. Wenn man Günstiges und Ungünstiges zusammenrechnet, die Gesamtlage der Nation in Betracht zieht, und den Umfang der feindlichen Unternehmungen dagegen hält, gegen die wir uns fortwährend siegreich behaupten, und zwar offensiv behaupten, so drängt sich die Erkenntnis auf, daß uns die Frage der Kriegsdauer weniger bedrücken braucht als unsere Gegner, so gut ist die Anpassung vonstatten gegangen. Das Leben des deutschen Volkes ist so auf den Krieg eingestellt, wie sich der Feldsoldat aus der früheren Tätigkeit in das Kriegshandwerk eingelebt hat, so daß es gar nicht abzusehen ist, auf welche Weise es den vereinigten Feinden gelingen könnte, unser Leben so zu gestalten, daß wir zum Friedensschluß gezwungen würden. Man weiß jetzt, daß der Krieg, wie für die körperliche und seelische Verfassung des Soldaten, so auch für die Verfassung von Wirtschaftsleben, Handel und Wandel seine eigenen Entwicklungsgesetze in sich trägt, die dem ungewohnten Zustand gestatten, anzudauern. Wer vor zwei Jahren vom europäischen Krieg als von einem Dauerzustand, einer Sache von anderthalb Jahren und länger, gesprochen hätte, bei der nach Jahr und Tag das tägliche Leben ruhig seinen Gang gehen könne, den hätte man für einen Phantasten gehalten. Als eine ebenso fürchterliche wie notwendigerweise kurze Krise dachte man an den großen Krieg, soweit man ihn überhaupt für möglich hielt.

Ein Berliner illustriertes Blatt hat den hübschen Einfall ausgeführt, in einer Reihe von photographischen Bildern das Straßenleben der Reichshauptstadt im 21. Kriegsmonat zu zeigen. Von diesen Bildern stellt das bezeichnendste die ungeheure Menschenmenge dar, die sich am Ostermontag auf dem Platz vor dem Totalisator auf der Rennbahn in Berlin-Karlshorst drängte, und die auch der mißtrauischste Blick weder in ihrer ungeheuerlichen Fülle, noch in ihrem Aussehen und Gehaben von den gewohnten Besuchermassen der Friedenszeit unterscheiden kann. Wer an diesen herrlichen Frühsommerabenden, die durch die Einführung der praktischen Sommerzeit aufs angenehmste verlängert sind, durch die Straßen wandert, die bis zum letzten Platz besetzten Wirtsgärten mit ihrem heitern Treiben mustert, wer die Menschenfülle beobachtet, die sich abends ins Theater drängt, dem wird die Anpassung an den Krieg als Dauerzustand besonders deutlich. Die Schwierigkeiten der Ernährung, die unsern Feinden als einziger Hoffnungsstern leuchten, angesichts der nun wohl allgemein anerkannten Unmöglichkeit unserer militärischen Bezwingung, werden öffentlich mit einer Rücksichtslosigkeit erörtert, die beweist, daß nirgend das Gefühl herrscht, sie scheu verbergen zu müssen, weil hier eine wirkliche Gefahr drohe. Die zahllosen Fälle von strafbarer Zurückhaltung von Lebensmitteln, die jetzt die Behörden feststellen, und von denen unzählige sich gewiß ihren Blicken zu entziehen wissen, beweisen nur, daß es bei vielen Nahrungsmittelhändlern leider an der anständigen Gesinnung, aber nicht, daß es an den Nahrungsmitteln selbst fehlt. Daß man, sofern man Brot, Kartoffeln, Gemüse, Fische, Zucker, Eier und Butter in ausreichender Menge besitzt, wie das in Deutschland glücklicherweise nachweislich der Fall ist, längere Zeit hindurch mit sehr wenig Fleisch ohne jeden Schaden auskommen kann, ist eine so feststehende physiologische Tatsache, daß die Hoffnungen, die sich an die vorübergehende Fleischknappheit klammern, sehr brüchig sind. Wir Deutschen sind, seitdem wir ein reiches Volk